
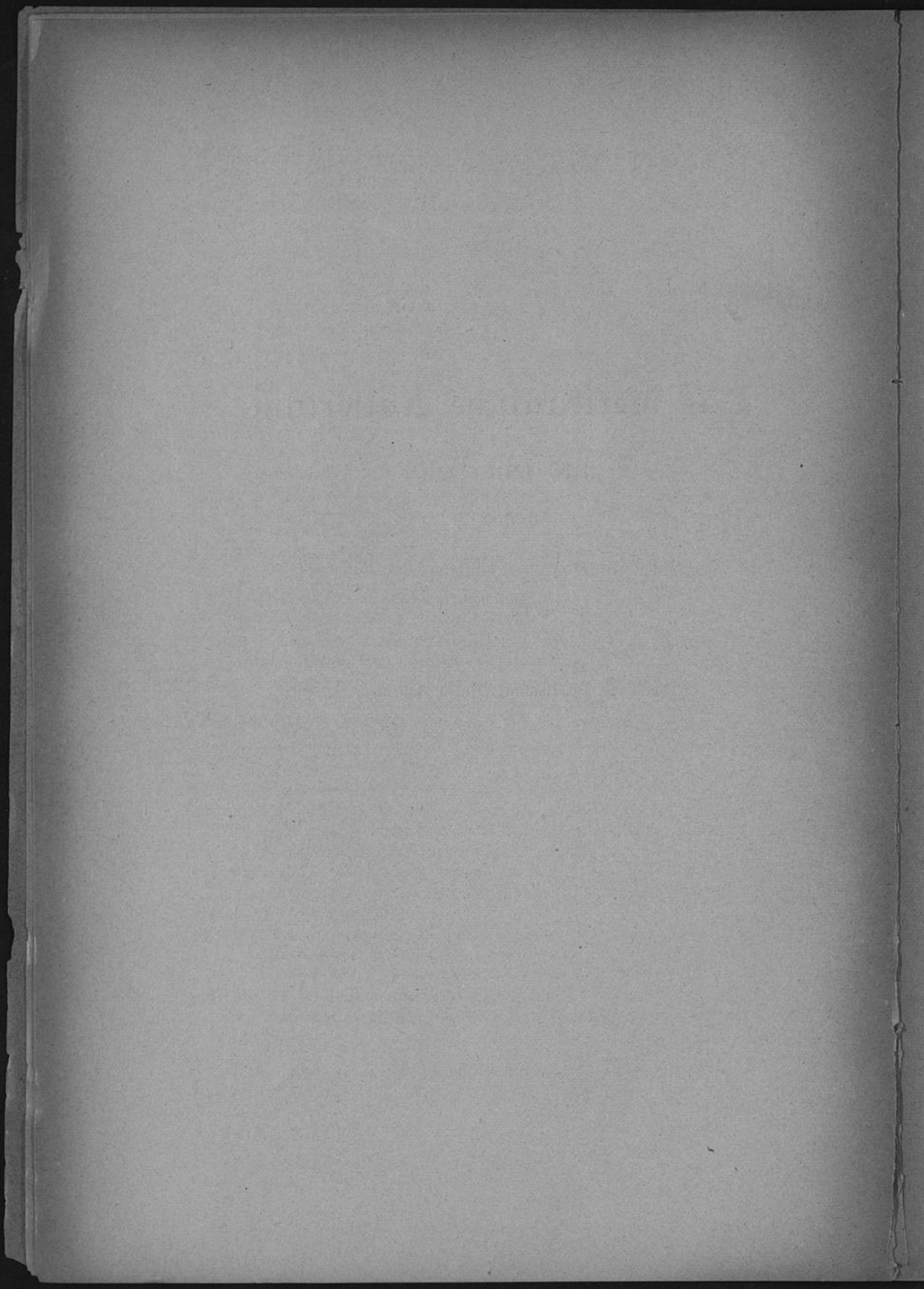


Das mexikanische Kaisertum
und sein Held.

Aus Anlaß des vierzigsten Jahrestags der Katastrophe
(19. Juni 1867).

Von Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner.







Nicht ungenau vergleicht man den blut- und schmutzgedüngten Boden der großen französischen Revolution mit einem breiten miasmengesättigten Sumpfe.

Aus sumpfigem Terrain erstehen die Irrlichter.

Auch der Sumpf der großen Revolution hat sein Irrlicht. Es heißt familie Bonaparte.

Tausende hat dieses Irrlicht unheilbrütend in seinen Bann gelockt und dann kaltblütig ins Verderben gezogen — Edle unter diesen und Edelste — nicht anders, als ob — wie Volksmund furchtsam vom Irrlicht sagt — das Blendwerk eines Dämons diesen verhängnisvollen Namen blutigrot umnebelt.

Zahlreich sind Napoleons Geschwister. Etliche aus ihnen stellen sich bereitwillig für Erreichung seines letzten Zieles dem allgewaltigen Bruder zur Disposition. So empfängt frère Louis Holland als Königreich und zugleich die Hand von Josefines Tochter, der schönen Sünderin Hortense. Der Sündenmutter entspricht ein Sündensohn. Das dritte Kind Hortensens — April 1808 — ist ein Knabe, der sich zirka vierzig Jahre später, nach einer Reihe unerhörter Frevel, als Herrscher Frankreichs proklamieren läßt und der Schöpfer eines zweiten Empire zu werden vermag, das — wär's möglich — noch schandbesudelter und noch korrupter wie das erste. — —

Eitelkeit und Frivolität sind die beiden Stigmata des französischen Nationalcharakters. Sie degradieren tief den schöpferisch hochvermögenden Franzosen;

sie bringen ihn dahin, daß er sich rohrgleich vorm Wind des Augenblickserfolges beugt, daß er nicht imstande, einen großgebornen Gedanken männlich festzuhalten und ihm Dauer zu verleihen.

Gründlich hat nach dieser Richtung der Napoleonismus seine Franzosen gekannt und auf die beiden leidigen Nationalsünden das Gebäude seiner menschtumschändenden Existenz aufgebaut. Dem Neffen gilt natürlich als Vorbild der große Onkel. So ist also auch die Politik des zweiten Empire in erster Linie eine äußere: das eitle Auge des Franzosen soll geblendet werden durch den Schleier glänzender Auslandserfolge.

Und auch dem kleinen Napoleon fällt es für den Anfang nicht schwer, solches Wollen umzusetzen in Tat. Die fünfzigerjahre des verflossenen Säkulums sind eine franke Zeit. Da ist es ein Leichtes, unter der Flagge eines berühmten Namens frech im Trüben zu fischen. So vermag tatsächlich in diesen müden Tagen das Frankreich eines dritten Napoleon durch etliche Jahre in Europa die führende Rolle zu spielen. Da war Sebastopol gewesen und fünf Jahre später Magenta und Solferino. Ja, als in diesem Jahre Frankreich im Züricher Frieden Nizza und Savoyen empfing, da schienen fürs zweite Kaiserreich faktisch die Tage des alten Napoleon gekommen zu sein. Schmeichler und Lecker durchwogten mehr als früher die Zimmer der Tuilerien und erhoben wedelnd den glückbegünstigten Abenteuerer.

Und dem schien damals auch das Höchste zu begehren nicht zu kühn.

Da aber mitten im größtenwahnigen Taumel dieser Tage nahte bereits mit erstem Schritte das Verhängnis. Es kam gemach herangeschwebt, heimtückisch lockend aus weiter ferne wie eine verwirrende fata Morgana. Herüber tönte es wie Sirenenstimme aus dem märchenschönen Lande Montezumas. Es lockte nicht vergebens.*) — —

* * *

Im südlichsten Teile Nordamerikas, zwischen dem fünfzehnten und zwei- unddreißigsten Grade nördlicher Breite, erstreckt sich — mehr als dreimal so groß wie Österreich-Ungarn — von einem Ozean zum andern reichend — das

*) Aus der reichen Literatur über Napoleons mexikanische Politik und das sich aus ihr entwickelnde Kaisertum in Mexiko ragt vor allem hervor die ausgezeichnete Publikation von Schmit von Cavera („Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko 1861—1867“, 2 Bde., Wien u. Leipzig 1903). Ich habe aber auch die meisten älteren Publikationen zu Rate gezogen, soweit sie von Persönlichkeiten verfaßt, welche die bezüglichen Ereignisse ganz oder wenigstens teilweise unmittelbar mitgemacht. Ich denke da in erster Linie an die Publikation der Gräfin Kollonitz, des Ehepaars Prinz und Prinzessin Salm und des Leibarztes Maximilians Dr. Basch. Aber auch so manches vergilbte Zeitungsblatt aus jenen Tagen bot brauchbare Ergänzung.

mächtige Tafelland Mexiko. Segnend leuchtet hier auf prächtigen Humus die goldene Tropensonne und schafft das große breite Gebiet zum bunten paradiesischen Gesilde. Ein hochgebildetes Volk indianischer Rasse, dessen Kultur vielfach ans alte Ägypten gemahnt, begründete hier — Jahrhunderte, bevor eines Europäers Fuß die neue Welt betreten — eine ausgedehnte, wohlgeordnete Herrschaft. Fernando Cortez hat dann zu Beginn des 16. Jahrhunderts dieses indianische Reich vernichtet und das Land seinem Souverän Karl dem Ersten von Spanien erobert. Die Besitznahme geschah in so beispiellos ungerechter und unmenschlicher Art, daß man den Titel „Conquistadoren“, den man dem Fernando Cortez und Gefährten als Ehrentitel gibt, historisch-ehrlich nicht anders als mit „Räuberbande“ übersetzen darf. Bekanntlich ist Spanien, das noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die erste Kolonialmacht der Erde gewesen, von seiner stolzen Höhe tief, tief herabgesunken. Die strafende Gerechtigkeit hat damit an Kindern und Kindeskindern vergolten, was der Vorfahr in den Kolonien Unmenschliches verbrochen. So waren auch die Schamlosigkeiten des Cortez bei Eroberung lediglich erst die Stimmungszene zu den weiteren Akten spanischer Greuel in Mexiko. Und volle drei Jahrhunderte dauerte dieses ver-rückte Regiment. Aber endlich, nach wiederholten vergeblichen Versuchen, bricht der Sklave seine Fesseln.

Schon der Befreiungskampf Washingtons wirft bedeutungsvolle Schlaglichter nach Süden, aber erst mit Vertreibung der Bourbonen aus Spanien — 1808 — ist das Signal gegeben: von 1810—1821 vollzieht sich die Lostrennung durch einen großen allgemeinen Aufstand und mit der Proklamation Augustin Iturbides wird „Neuspanien“ definitiv ein freies, unabhängiges Mexiko. Diese Proklamation geschah am 21. Februar 1821. Aber der Mangel einer ernsten sittlichen Grundlage — die direkte Konsequenz und logische Nachwirkung der spanischen Mißwirtschaft — macht sich sofort fühlbar, da die freigewordenen anheben, sich selbst die Geschicke zu bestimmen. Nach dem kurzen Kaisertum Iturbides, der 1824 zu Padilla standrechtlich erschossen ward, wird in Mexiko die Republik proklamiert. Da hebt ein wüster Kampf der Parteien an, ein egoistisches Ringen zwischen Stärkeren und Schwächeren und der junge Freistaat vermag sich nicht zu erholen. Wo zwei sich streiten, freut sich der dritte. März 1846 gelingt es der Union nach kurzem Kriege, Mexiko die ungeheuren und zugleich herrlichen Länderstrecken von Kalifornien, Texas und Neu-Mexiko abzunehmen. Eine Zeit wildester Anarchie folgte diesem schweren Schlage. In diesen trostlosen Jahren tauchte in etlichen Mexikanern — freilich ziemlich unklar und verschwommen — der Gedanke auf, durch Schöpfung eines Thrones, den man einem spanischen Prinzen anzubieten hätte, der drohenden sozialen Auflösung die Stirne zu bieten. Die Mexikaner, welche also dachten, bildeten gemach die Partei der Imperialisten. Ihnen traten aber sofort in weit größerer Zahl gleichfalls als geschlossene Partei Anhänger der Republik entgegen. Diese Republikaner sahen die einzige Bürg-

*

schaft einer dauernden Staatsgesundung in zeitgemäßen liberalen Reformen, sie nannten sich darum auch stets die Partei der „Liberalen“. Der Gegensatz nun zwischen diesen Imperialisten und Liberalen zeitigte in den fünfziger Jahren wieder einmal einen mexikanischen Bürgerkrieg. Erst Dezember 1860 fand dieser Bürgerkrieg durch die Schlacht bei Calpulapam sein Ende — ein Ende, das den endgiltigen Sieg der Liberalen bedeutete. Die Häupter der Imperialisten verließen zum Teil das Land und begaben sich nach Europa und als Präsident der Republik Mexiko wurde jetzt gewählt und allgemein — auch von den fremden Gesandten — anerkannt der Führer der Liberalen Advokat Dr. Benito Juarez, ein Mann, der von rein indianischen Eltern abstammend — eine echteste Rothaut also — es vermocht hatte, durch eiserne Beharrlichkeit und geniale Befähigung sich emporzuarbeiten vom armen Hirten bis zum Staatsoberhaupte.

Während der Jahre dieses Bürgerkrieges — einer Zeit schrecklichster Verwirrung — waren nun von Seite beider Parteien schwere Gewaltakte — Raub- und Mordattentate — gegen die in Mexiko ansässigen Fremden, insonderheit gegen Spanier, Engländer, auch gegen Franzosen, verübt worden, — Gewalttaten, wie sie in den Zeiten politisch-chaotischer Zustände unter dem Vorwande politischer Motive schließlich mehr weniger überall an der Tagesordnung. Statt nun aber nach Beendigung des Krieges den Vertretern der drei Mächte Gehör zu schenken und den diplomatischen Reklamationen und Ersatzansprüchen gegenüber wenigstens Bereitwilligkeit zu zeigen, erklärte, freilich gedrängt durch die schwere Geldnot Mexikos, die Regierung des Juarez noch überdies alle Zahlungen gegen die ausländischen Gläubiger auf zwei Jahre hinaus für suspendiert. Die Antwort der betroffenen Mächte konnte natürlich nicht ausbleiben. Am 17. Juli 1861 hatte Juarez das Suspensionsdekret unterfertigt und am 31. Oktober desselben Jahres erfolgt zu London die Perfektionierung einer Allianz zwischen Spanien, Großbritannien und Frankreich, wonach die drei Mächte zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Republik Mexiko sich entschlossen, „um“ — wie es in dem bezüglichen Protokoll heißt — „ihre daselbst lebenden Untertanen zu schützen und die Republik zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen“. Eine militärische Tripelallianz also gegen Mexiko, die denn auch tatsächlich ohne besondere Kriegserklärung — Januar 1862 — im Hafen von Veracruz die Feindseligkeiten eröffnete. Aber die verbündeten Mächte vermochten sich bei den unerhörten Forderungen Frankreichs über das Maß der von Mexiko zu fordernden Entschädigungen nicht zu einigen. Der Dreibund hielt also nicht lange. Das schlau berechnende England, das überdies gar bald weg hatte, daß aus der ganzen Affaire kein nennenswertes Geschäft zu machen, trat fast gleichzeitig mit dem ebenfalls sehr mißtrauisch gewordenen Spanien vom Bündnis zurück und bloß Frankreich blieb. Und dem war der Rücktritt Englands und Spaniens eben recht. Denn für Frankreich hatte sich die finanzielle Restitutionsfrage seit wenigen Monaten umgestaltet zu großzügiger Auslandspolitik.

Und das trat sofort zu Tage, als die Spanier und Engländer heimgesegelt. Denn obgleich Juárez in den Präliminarien von La Soledad vom 23. Februar 1863 auch Frankreich gegenüber alle berechtigten Forderungen zu erfüllen sich bereit erklärt hatte, wurden die Feindseligkeiten von Seite der Franzosen nicht nur nicht eingestellt, vielmehr begannen diese nunmehr mit ausgiebiger Land- und Seemacht den regelrechten Krieg; der Einmarsch ins Innere wurde unter unerhörten Brutalitäten rasch vollzogen — bald war Puebla erstürmt — schließlich wurde auch die Hauptstadt Mexiko besetzt und damit Juárez zur Flucht weit ins Innere des Landes genötigt. Kurz, Frankreich triumphierte im republikanischen Mexiko nicht anders wie weiland Banditenchef Fernando Cortez im Reiche der ritterlichen Azteken.

Was sollte diese Union bedeuten? Und fürchtete Frankreich nicht die Nachbarschaft der doch so exklusiv-amerikanisch empfindenden Union?

Ja nun — um der damals eben ausgebrochenen schweren Krisis in der Union hatte sich ja jene finanzielle Angelegenheit so rasch ins Politische zu verkehren vermocht.

Just damals eben waren — allem voran vonwegen der schon lange schwebenden Sklavenfrage — die romanischen Südstaaten aufgestanden gegen den germanischen Norden und ein Bürgerkrieg hatte April 1861 seinen Anfang genommen, wie von solchen Dimensionen einen gleichen die Geschichte bisher noch nicht kannte. Aller Wahrscheinlichkeit nach schienen die Rebellen im Vorteil bleiben zu wollen. Wenigstens errang der Süden damals Sieg auf Sieg und seine ausgezeichneten Führer und vorzüglichen Schiffe ließen auch für den endgiltigen Ausgang das gleiche mit Bestimmtheit erwarten. Darauf baute nun Napoleon das Gebäude einer, wie er meinte, unbezwingbar schlaun ersonnenen Politik, zumal er wußte, daß in den Südstaaten das aristokratische Element vorherrschte und daß hervorragende Führer desselben mit dem imperialistischen Häuflein in Mexiko rege sympathisierten.

Worin bestand nun diese Politik?

Unter dem Vorwande der Restitutionsfrage sollte vor allem durch einen rücksichtslosen Feldzug der mexikanische Republikanismus im Keime erstickt werden; auf den Trümmern des Freistaates sollte dann von Frankreich in Mexiko ein Thron errichtet werden und auf den Thron ein Vasall Frankreichs Platz nehmen — Mexiko demnach ein französischer Schutzstaat werden. Das junge Vasallenkaiserreich hätte dann den starken Rücken zu bilden für die secessionistischen Südstaaten und hätte nach deren endlichem Sieg vereinigt mit diesen die angelsächsische Union völlig zu sprengen, auf daß aus den Resten der großen nordamerikanischen Republik sogleich kleine monarchische Staaten entstünden, die sämtlich gleich Mexiko französischer Protektion sich fügten. Dreifach wäre somit der Triumph

solcher Politik: — fürs erste erführe das Prinzip des Republikanismus in der neuen Welt den Todesstoß — fürs zweite würde an Stelle der angelsächsischen Rasse der „lateinischen“ ihr alter Glanz und ihre alte Kraft wiedergegeben und — das letzte, das beste — aus Nordamerika würde wirtschaftlich für Frankreich dasselbe, was Ostindien für England — kurz Frankreich wäre somit nicht bloß in Europa, sondern auch in der neuen Welt die führende Großmacht geworden.

Und das war die bunte *fata Morgana*, die so verführerisch herüberlockte aus dem schönen Lande Mexiko. — —

Während man sich am französischen Hofe der Ausgestaltung dieser Politik siegesbewußt hingab, lebte damals am Adriastrande nächst Triest auf seinem Felsenschloße Miramar einsam mit seiner Gemahlin Charlotte der österreichische Erzherzog Ferdinand Maximilian Josef. Obgleich erst dreißigjährig, konnte der Prinz doch schon auf eine reiche Vergangenheit zurückblicken: — seit 1854 österreichischer Marinekommandant, dazu von 1857 bis 1859 Generalgouverneur des lombardo-venezianischen Königreichs hatte er in beiden Eigenschaften einen ganzen Mann bewiesen. Jetzt wollte er in seinem feengleichen Palaste am Meeresstrande, den er sich nach eigenen Plänen von Junker 1856—1860 im normannischen Stile hatte aufführen lassen, und lebte daselbst ganz seinen Neigungen und Studien, der Musik, Malerei und — Poesie. Erzherzog Maximilian war nämlich selbst Poet. Als solcher schrieb er formvollendete Gedichte und prächtige, gluthdurchwehte Schilderungen seiner zahlreichen Reisen. Zahlreiche Gedichte, die dann erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, keimten damals in jener Stille von Miramar empor und gerade den prächtigsten seiner Reisebilder „Über die Linie“ und „Bahia“ gab er in jener Einsamkeit an der Adria die endgiltige Form.

Da mitten in diesen schönen Stunden tauchte an ihn die offizielle Frage Napoleons heran, ob er geneigt wäre, — — — den Thron eines zu errichtenden Kaiserreiches Mexiko zu besteigen.

Der Erzherzog hatte 1856 Napoleon persönlich in St. Cloud kennen gelernt. Aber damals war ja von einer mexikanischen Frage noch gar nicht zu sprechen die Möglichkeit gewesen. Die Anfrage kam demnach plötzlich und unerwartet.

Nach Angabe seiner Erzieher war der Erzherzog schon in erster Jugend romantischem Träumen und ehrgeizigem Zukunftshoffen sehr zugänglich. Jünglings- und Mannesjahre brachten nach der Richtung keine Veränderung. Es war, wie Hellwald so schön charakterisiert, „ein Leben, das unter der Flagge der Poesie und des Ehrgeizes fahrend, in der reichen Phantasie eine Fundgrube fand, das Dasein zu verschönern, es abwechslungsreich, reich und anmutig zu gestalten. Der künstlerisch angelegte Geist des Erzherzogs bemüht sich mit Bewußtsein, das Leben wie ein Kunstwerk zu behandeln; das Dasein schien ihm nur wert, wenn es reich an Taten den vorgezeichneten Kreis erfüllt, wenn die Bahn, auf der es wandelt, mit Rosen und Lorbeeren geschmückt ist.“

Jetzt, da Napoleons Wort an ihn drang, ließ er der fragenden Stimme sofort ein phantastisches Gehör. Leise und freudig begann sogleich in der romantischen Seele des Prinzen ein erotischer Traum, der Traum herrlicher goldener Zukunft. Deutlich und immer deutlicher begann er das Glück zu empfinden, der



Ferdinand Maximilian

Porträt und Faksimile von Erzherzog Ferdinand Maximilian.

(Das Porträt nach einem gleichzeitigen Miniaturgemälde von Raab.)

Herrscher zu sein in einem frühlingschönen Lande, über ein durch ihn groß und glücklich gemachtes Volk. Es kam dem Idealisten in diesen glückseligen Stunden gar nicht zu Bewußtsein, wer ihm die Krone angeboten, — daß das Angebot auch des glänzendsten Diadems von solcher Seite ein sehr, sehr mißtrauisches Ohr verlangte.

Ein reger Depeschenwechsel begann nun zwischen Paris und Miramar. „Kein anderer“, hieß es da von Paris aus — „sei berufen, in Mexiko zu herrschen, wie ein Mitglied des Habsburgerstammes. Gleichwie der erste christliche Herrscher Mexikos ein Habsburger gewesen, so solle auch jetzt, in der Stunde mexikanischer Wiedergeburt, neuerlich ein Habsburger das Szepter schwingen. Enthusiastisch werde die Zustimmung des gesamten mexikanischen Volkes sein!“

„Ja, ob aber wohl auch das gesamte mexikanische Volk damit einverstanden sei“, lautete die logische Frage aus Miramar.

Aber schon war durch diese Frage die halbe Zustimmung des Erzherzogs gegeben; die ganze zu erlangen, brauchte nicht bange zu machen! Volksabstimmungen zu veranstalten, verstand der Nefte wie der Onkel meisterlich —: eine große mexikanische Volksabstimmung sprach sich dennach wenige Wochen später bereits einstimmig aus „für die Errichtung eines Kaisertums in Mexiko und für die Berufung Maximilians auf den mexikanischen Thron“.

Sofort ward dieses Ergebnis Maximilian offiziell berichtet, der nun nicht mehr länger zögerte, die Krone Mexikos anzunehmen: — Napoleon triumphierte — wie's seine Politik brauchte, war's geschehn — aus mächtigem, imponierendem Stamme war die Person des mexikanischen Fürsten gefunden.

Wenn aber der arglose Erzherzog Maximilian etwas hinter die Coullissen jener Volksabstimmungskomödie zu schauen vermocht hätte!! Stand doch Mexiko unter der ehernen Faust der rücksichtslosen französischen Soldateska! So war eine Abstimmung zu gunsten der Republik überhaupt nicht zugelassen worden. Säbelgeklirr und Füsiliergedrohe der stimmensammelnden Franzosenoldaten hatten das Ihre getan und jedwelche freie Entscheidung unterdrückt; und so mußte die Volksabstimmung „das glänzende Resultat der Einstimmigkeit“ ergeben, indes die überwiegendste Mehrheit der Mexikaner juaristisch gesinnt war und innerlich rachebrütend die Fäuste ballte gegen die Attentäter auf ihre Freiheit und ihr Selbstbestimmungsrecht.

Freilich gab's damals unter der Umgebung des Erzherzogs doch auch hellsehende Freunde, die ihm warmherzig-warnend ins Ohr zu raunen sich verpflichtet fühlten. Und in der That — gerade aus jenen Stunden der Thronannahme ist ein Gedicht erhalten, welches einem bezüglichen Empfinden in Maximilians Seele deutlichen Ausdruck verleiht —

Ich soll auf ewig aus der Heimat scheiden,
Aus meiner Kinderlust geliebtem Land!
Ihr wünscht, ich soll die goldene Wiege meiden
Und soll zerreißen das geliebte Band.

Wo fröhlich ich durchlebt der Kindheit Spiele,
Die erste Jugendliebe sanft gepflegt,
Das soll ich lassen für unsichre Ziele
Der Ehrfurcht, die ihr mir im Herzen regt?

Ihr wollt mit Kronen mir das Herz betören,
Unschwindeln mir mit Phantasie das Haupt!
Sirenenfang muß ich mit Bangen hören,
Weh, wer den süßen Schmeicheltönen glaubt.

Ihr sprecht von Szepter, Macht und von Palästen,
Ihr zeigt mir eine grenzenlose Bahn,
Ich soll euch folgen nach dem fernen Westen,
Jenseits des weiten blauen Ozean!

Das ird'sche Dasein wollt ihr mir durchweben
Mit Gold und mit Demanten überreich;
Doch könnt ihr mir auch Seelenfrieden geben?
Ist euch der Reichtum mit dem Glücke gleich?

O laßt mir meine stillen, ruh'gen Wege,
Den unbemerkten Pfad im Myrtenhain;
Der Wissenschaften und der Muses Pflege
Ist süßer, glaubt mir, als des Goldes Schein.

Aber leider — solche und ähnliche Stimmung war nicht von langer Dauer und die ihren Gatten an Optimismus noch weit übertreffende Erzherzogin Charlotte wußte auftauchende Bedenken stets zu verschrecken und zu bannen und so findet am 10. April 1864 im Zeremoniensaal zu Miramar die „Thronbesteigung“ statt. Eine Deputation mexikanischer Imperialisten war zu diesem Zwecke eigens nach Europa gekommen und ihr Senior Gutierrez de Estrada hielt vor Maximilian in französischer Sprache die Anrede; Maximilian antwortete darauf in spanischer Sprache mit dem ehrlichst gemeinten Schwur: „Ich, Maximilian, Kaiser von Mexiko, schwöre bei Gott und den heiligen Evangelien, daß ich durch alle mir zu Gebote stehenden Mittel das Wohlergehen und das Gedeihen der Nation befördern, die Unabhängigkeit derselben zu verteidigen und die Unverletzlichkeit ihres Gebietes zu wahren bestrebt sein werde.“ Und als nun die anwesenden Mexikaner mit einem lauten: „Es lebe Seine Majestät Kaiser Maximilian der Erste“ grüßten, dröhnten in Miramar und Triest die Kanonen und auf dem

Turm Miramars ward zum Zeichen des vollzogenen Staatsaktes die mexikanische Flagge gehißt. Und noch am selben Tage der Thronbesteigung schloß bereits Maximilian in der Eigenschaft eines mexikanischen Monarchen mit Napoleon jenen berühmten Vertrag von Miramar, in dem die Beziehungen Frankreichs zu seinem mexikanischen Vasallenkaiserreiche ihre Regelung fanden, ein Vertrag, durch den Frankreich einen unbegrenzten Tribut sich zugestehen ließ, andererseits Maximilian auf Jahre hinaus die direkte militärische Unterstützung ausdrücklich zusicherte.

Drei Tage später fand der Abschied von Miramar und Österreich statt.

Es war ein tiefempfundenes Lebewohl, das man Maximilian bot.

Hören wir aus dem Berichte einer Augenzeugin.

„Der 14. April 1864 war der Tag der Abreise. Die Morgensonne begrüßte ihn mit ihren wärmsten Strahlen, der Himmel war wolkenlos . . . Heute war es gar lebendig in und um Miramar, das sonst still und einsam wie ein Märchenschloß aus den blauen Wogen der Adria sich erhebt. Der staubige, sonnige Weg nach Triest, halb dem Meere, halb den Felsen abgewonnen, war mit Wagen und Menschen bedeckt; die Bucht, an deren Küste Triest in amphitheatralischer Erhöhung gebaut ist und welche sie in malerischer Schönheit beherrscht, wimmelte von großen und kleinen Fahrzeugen. In weiterer Entfernung lag seit mehreren Tagen die „Novara“ und harrte unser; in ihrer Nähe, zu unserer Begleitung bestimmt, hatte die französische Fregatte „Themis“ Anker geworfen. Wunderbar schön war es an den vorhergehenden Abenden gewesen, aus den Zimmern der Erzherzogin nach Westen zu blicken, wo sich die Sonne purpurn ins Meer senkte, zuerst die Flut, die Masten der beiden Kriegsschiffe vergoldend, dann einen Feuerstreifen am Horizont zurücklassend, von welchem sich die schneebedeckte Alpenkette Norditaliens scharf abgrenzte, während die Schiffe im Vordergrund geisterhaft groß und dunkel herauszutreten schienen . . . Eine halbe Stunde vor der Abfahrt überreichte eine Deputation der Stadt Triest dem nunmehrigen Kaiser Maximilian von Mexiko eine Abschiedsadresse. Erzherzog Ferdinand Max war eine von der Bevölkerung sehr geliebte Persönlichkeit; Triest verdankte ihm viel. Mit Schmerz und großer Besorgnis sah man ihn ziehen, einer ungewissen, gefahrvollen Zukunft entgegengehen. Zehntausend Unterschriften bezeugten die Anhänglichkeit an seine Person und die Herzlichkeit der Segenswünsche, die ihm über das Meer in die neue Heimat zum schweren Beruf folgten. . . . Der Kaiser brach in Tränen aus, als der Bürgermeister von Triest mit warmen Worten das allgemeine Bedauern, die allgemeine Teilnahme aussprach. Der Anblick war ein so feierlich-ernster, daß jedes Gemüt davon ergriffen ward, und beinahe kein Auge trocken blieb. Als wir bald darauf im Gefolge des Kaiserpaares in den Hof traten, hatte sich eine große Menschenmenge in dem engen Raum versammelt. Jeder wollte den scheidenden Fürsten noch einmal

sehen, ihm selbst noch ein Lebewohl, einen Glückwunsch, ein Segenswort nachrufen. Mit echt italienischer Lebendigkeit warfen die Leute sich ihm vor die Füße, überschütteten ihn mit Blumen, küßten seine Hände und seine Kleider. Er winkte ihnen dankend zu, mit überströmenden Augen; seine Brust hob sich krampfhaft, er konnte keine Worte über seine Lippen bringen. . . . Langsam drängten wir uns durch die Menge die Stufen hinab, die zum Landungsplatz führten. Ein hübsch dekoriertes Boot mit rotem, goldgestickten Samtbaldachin harrete unser. Der Kaiser half seiner Gemahlin hinabsteigen, drückte und schüttelte noch die Hände, die sich ihm entgegenstreckten und dann verließ auch sein Fuß die alte, liebgewohnte Erde. . . . Eine Flut von Blumen folgte ihm. Nun donnerten die Geschütze von den zwei Fregatten „Bellona“ und „Themis“, die in großer Flaggengala und imponierender Schönheit vor uns lagen. Die „Novara“ hatte die mexikanische Flagge gehißt. Wir nahen ihr mit kräftigen Ruderschlägen, während vom Lande her das Abschiedsrufen der Menge nachtönte und die Salven von den Forts und Befestigungswerken schwer dröhnten. Alles hatte sich vereinigt, um diesen Moment großartig und ergreifend zu gestalten; der Kaiser bedurfte all seiner Kraft, um seiner erschütterten Nerven Herr zu bleiben. Auf die Kaiserin wirkte alles dies ruhig und freudig; ihr Blick in die Zukunft war ein zuversichtlicher und alle Beweise von Anhänglichkeit, die ihr gegeben wurden, erfüllten sie mit großer Befriedigung. . . . Die „Novara“ wurde erreicht und bestiegen, der Schritt war getan; das neue ungewohnte Leben hatte begonnen. Alsogleich wurden die Anker gehoben, die Schraube zitterte und bohrte unter unseren Füßen. Der dunkle Rauch wälzte sich schwer zum blauen Himmel hinauf. Die französische Fregatte „Themis“ (Kommandant Morier), die Kaiser Napoleon zu unserer Begleitung bestimmt hatte, folgte uns. Sechs Dampfschiffe und unzählige kleine Boote, alle geschmückt und bewimpelt, gaben das Geleite. Wir fuhren gegen Triest, woher uns wieder Geschütze ihren Gruß zudonnerten, und bald darauf ins weite offene Meer. . . . Lange noch sahen wir das schöne Miramar, die Perle der Adria, das Kleinod des Kaisers, das er sich auf rauhen Felsen erbaut und trotz der Ungunst des Bodens, trotz des feindlichen Anpralls der Bora, mit immer grünen Bäumen, mit den schönsten Blumen des Südens umgeben und zu einem Paradiese geschaffen hatte. . . . Sobald es möglich war, eilte der Kaiser in seine Kabine, um in der Einsamkeit die tiefe Erschütterung seines Gemüts zu verbergen und zu überwinden. Als wir ihn am nächsten Morgen wieder sahen, war er heiter und ruhig und ich habe ihn seitdem nie anders gesehen. . . . Die Dampfschiffe folgten uns bis auf die Höhe von Capo d'Istria, dann wurden noch Tausende von Tüchern geschwenkt, ein lautes Vivat erscholl, und bald waren sie unseren Blicken entschwunden.“

So über Maximilians Abschied von Österreich Kaiserin Charlottens Palastdame, Gräfin Paula Kollonitz in ihrem (längst im Buchhandel vergriffenen) Buche: „Eine Reise nach Mexiko 1864“.

Die fahrt ging zunächst nach Cittavecchia, wo Halt gemacht wurde zu einem kurzen Abstecher nach Rom. Von da fuhr man (vorüber an Caprera) entlang der spanischen Küste hinaus in den Atlantischen Ozean, wo man in Madeira flüchtig anlegte und nach kurzer Berührung Martiniques endlich nach vierundvierzigtägiger fahrt am 28. Mai 1864 Anker warf im Hafen von Veracruz.

Welches Empfinden wohl mochte in Maximilians Seele keimen, wenn er vielleicht noch unter dem frischen Eindrucke des Abschieds vom trauten Heimtlande ein erstes herzliches Willkommen seiner neuen Untertanen beim Betreten seines neuen Reiches erwartete!

Gräfin Kollonitz berichtet:

„Kaum scheint es möglich, in der neuen Welt an einem Orte zu landen, dessen Anblick so wenig geeignet ist, die ungeduldige Erwartung zu befriedigen, mit welcher man dem fremden Weltteil naht, als dies in Veracruz der fall ist. Die Küste ist flach, sandig, ohne jegliche Vegetation. Die dächerlosen, weißen Häuser der Stadt, die in geraden Linien gebaut sind und regelmäßige breite Straßen bilden, geben dem ganzen den Eindruck eines großen Kirchhofes und leider nicht mit Unrecht. . . . »La villa rica de la Vera Cruz«, von Cortez gegründet, ist einer der ungesundesten Orte der Welt. Acht Monate des Jahres wüthet hier das gelbe fieber und lichtet die Reihen der Europäer, welche Handelsinteressen hiehergeführt haben, oder auch jener Mexikaner, die in höher gelegenen Theilen des Landes geboren und genötigt sind, längere Zeit in der gefürchteten Hafenstadt zuzubringen. Für die in Veracruz Geborenen sind die schädlichen Miasmen der Stadt ganz ungefährlich. Die Ursachen der besonderen Heftigkeit dieser Krankheit liegen theils in den die freie Luftströmung hindernden hohen Sanddünen, theils in Morästen, welche die Stadt umgeben und durch die Verwesung von Pflanzen und Tieren schädliche Dünste verbreiten, theils in dem schlechten Trinkwasser und der in Veracruz herrschenden großen Hitze. . . . Um den Stempel der Melancholie noch tiefer einzudrücken, lag an einem Korallenriff das Wrack eines hier gestrandeten französischen Schiffes. . . . Westlich von uns, an der Insel Sacrificio hatte die französische Flotte ihren Ankerplatz erwählt. Dieser gegenüber, an der Küste des festen Landes, liegen in weiter Umfriedung die vielen Tausende von Franzosen begraben, welche bei Beginn der Expedition unter dem Kommando des wackeren Admirals Jurien de la Gravière hier gelandet und ein Opfer der Seuche geworden waren. Ihre Landsleute haben mit traurigem Humor diesen Platz »le jardin d'acclimatation« genannt. . . . Die „Themis“ war vorangeeilt und hatte unsere Ankunft angezeigt; dennoch blieb alles mäuschenstill. Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexiko stand angesichts seines Reiches und war im Begriffe es zu betreten, aber seine Untertanen

hielten sich verborgen, niemand empfing ihn. . . . Es war ein unheimliches Gefühl für alle. . . . Die Luft war schwül in jeder Beziehung. . . . Nach einiger Zeit erschien der Befehlshaber der französischen Flotte, Konteradmiral Boffe . . . er erzählte von den Gefahren, denen wir bei der Landreise nach Mexiko ausgesetzt wären, daß sich Banden gebildet hätten, mit dem Vorsatz, das Kaiserpaar gefangenzunehmen. . . ."

Ob nicht doch an jenem ersten Tage schon in Maximilian die bittere Gewißheit sich auszugestalten beginnen mußte, wie ruchslos Napoleon ihn mit jener Volksabstimmung betrogen?!!

Schon am folgenden Tage ward die Landreise angetreten.

Sie ging — unter starker militärischer Bedeckung — von Veracruz über Puebla nach der Hauptstadt.

Die Imperialisten hatten inzwischen in Verbindung mit den Franzosen alles aufgeboten, in der Hauptstadt einen möglichst glänzenden Empfang vorzubereiten, um dem Kaiserpaare den unseligen ersten Tag der Ankunft in Veracruz aus dem Gedächtnisse zu tilgen. Am 12. Juni fand dieser Einzug in Mexiko statt, den uns wieder Gräfin Kollonitz lebendig malt. „Das Ayuntamiento, Präfekten, Minister und viele andere Würdenträger hatten den langen Zug eröffnet. Aus allen Häusern, an welchen der kaiserliche Wagen vorbeifuhr, fielen Blumen und farbige Papierstreifen nieder, auf welchen zu Ehren der neuen Herrscher Verse gedruckt waren. . . . In großer Masse hatten sich die Indianer angeschlossen. Die Sage vom Quezalcoatl, die trotz allem äußerlichen Christentume, nebst vielem andern Aberglauben, noch in den Traditionen lebt, hatte sie äußerst günstig für den Kaiser gestimmt; sie sahen in ihm den weißen Mann, der zu ihrem Glück und zur Erhebung aus ihrer bisherigen gedrückten Lage über das Meer zu ihnen gekommen war, und sie begrüßten ihn mit größtem Jubel. . . . In einem in Form einer Muschel gebauten und mit Goldpapier überzogenen Wagen saßen drei als Engel gekleidete Kinder, die von Zeit zu Zeit, wenn der Wagen des Kaisers, von der Menschenmenge gehemmt, stille hielt, zu demselben hingetragen wurden, um ihn mit Blumen zu überschütten. In einem andern mit weißen, grünen und roten Draperien (den mexikanischen Farben) bedeckten Wagen wurden die lebensgroßen Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin nachgeführt. Solcher Aufzüge gab es mehrere. . . . Der Zug hielt vor der Kathedrale, welche zur Rechten des Palastes eine zweite Seite des Hauptplatzes einnimmt. Hier wurde ein Te Deum abgehalten und von dort bewegte sich der Zug zu Fuß über Teppiche und unter dem schützenden Dach der Zelte zum Palast. Der Eingang war mit Fahnen und Blumengirlanden und mit den häßlich gemalten Porträts des Kaiserpaars geschmückt. . . . Eine unermeßliche Menschenmenge bedeckte den beinahe unübersehbar großen Platz, doch war alles ordentlich und ruhig; Mexikaner und Indianer sind weder lärmend noch un-

geduldig. Doch zeigte sich viel Freude und Interesse im Volke und die Begrüßung in Mexiko war eine sehr herzliche. Unter dem Thronhimmel, in einem schmalen, langen Saal, empfingen die Emperadores die Würdenträger, dann war Diner und abends auf dem Platze Feuerwerk.“ Es muß in der Tat ein glänzendes, farbenprächtiges Schauspiel gewesen sein. Der Tag war zudem ein herrlicher, goldener Sonntag; — „alles hatte“, wie Gräfin Kollonitz ihre bezügliche Schilderung schließt, „die günstigste Seite hervorgekehrt, die Natur und die Menschen hatten alles aufgeboten, um den Ankömmling zu gewinnen und vielleicht auch, um ihn zu blenden.“

Jawohl, um ihn zu blenden: — mit dem Tage, just drei Jahre später, saß der Kaiser verlassen, krank und elend in düsterer Gefängniszelle und harrete auf — den Todespruch. —

Rasch ist erzählt, wie es also kam.

Wir wissen, was Napoleon zu seiner mexikanischen Politik veranlaßt: — die Existenz der mächtigen Union stand durch die Rebellion der sklavenhälterischen Südstaaten in Frage und auf den damals sicher scheinenden Sieg des Südens war der Plan aufgebaut. So war darum auch anfänglich das mexikanische Kaisertum äußerlich ganz nach Wunsch gegangen. Ganz Europa erkannte es offiziell an und daß es die Union nicht tat, verschlug nichts bei ihrem damaligen zerrissenen Zustande. Dazu leitete Marschall Bazaine geschickt die militärischen Operationen der französischen Armee und ein österreichisches und belgisches Freiwilligenkorps, welche Maximilian nachgefolgt waren aus Europa, unterstützte ihn hiebei ausgiebig. Die Juaristen wurden in besonderem Regierungsdekret (vom 3. Oktober 1865) geächtet „als Insurgentenbände“ und fanden so, „außerhalb des Gesetzes stehend“, zahlreich den Tod durch Füslierung. Der unglückliche Juarez selbst flüchtete von Ort zu Ort, geheßt wie ein angeschossenes Wild, bemitleidet von der Mehrheit der Mexikaner, die aber knirschend sich nicht für ihn zu regen getrauten. Aber trotzdem verzagte der tapfere Indianer nicht und gab auch als geächteter Flüchtling seine Sache nicht preis und hoffte auf einen schließlichen Sieg. Und diese Stunde — kam. Plötzlich, schier wie über Nacht.

Frühjahr 1865 war der nordamerikanische Bürgerkrieg zu Ende gegangen. Aber das Ende war ein anderes wie es Napoleon vermutet. In der fünftägigen, entscheidenden Schlacht bei Petersburg waren die Südstaaten völlig besiegt worden und der angelsächsische und republikanische Geist triumphierte in den Vereinigten Staaten. Als Napoleon die Nachricht dieses Sieges empfangen, soll er durch einen vollen Tag sein Zimmer nicht verlassen und niemand vorgelassen haben: — er wußte genau, was jetzt geschehen. Und es dauerte auch nur wenige Wochen, da begann es schon. Ein deutliches „Amerika den Amerikanern“ scholl von Washington herüber an den französischen Hof. Dort versuchte man anfänglich

Vogel=Strauß=Politik zu spielen, ja sogar hochmütige Miene zu zeigen und von „Recht auf Krieg“ zu reden. Da wurde die Sprache sofort deutlicher. „Die Vereinigten Staaten beschwerten sich nicht über die Gegenwart einer französischen Armee in Mexiko, sondern darüber, daß jene Armee zur Verdrängung einer republikanischen Regierung beitrug, welche die Sympathien der Vereinigten Staaten im hohen Grade besitze, während man in der auf den Trümmern einer Republik errichteten Monarchie eine Gefährdung der in Nordamerika bestehenden republikanischen Institution erblicke. Ebenso wenig wie Amerika in Europa zum Sturze der dortigen Monarchien interveniere, ebensowenig stünde ein solches Recht den europäischen Mächten bezüglich Amerikas zu.“ Und weiter: „Die Errichtung einer Monarchie in Mexiko, welche ausschließlich durch europäische Bajonette gehalten wird, widerspricht dem Geiste, der anerkannten Politik und den Institutionen der Vereinigten Staaten.“ Und als man noch immer nicht völlig verstehen wollte und sich noch immer aufs Unterhandeln verlegen zu können glaubte, da gipfelte schließlich die entscheidende Äußerung der Union in der unumwunden gestellten Alternative „Rückberufung der Truppen aus Mexiko oder — Krieg“. Und damals verfügte die Union über ein Heer, welches — wohl ausgerüstet — den französischen Truppen in Mexiko zwanzigfach an Zahl überlegen war. Nichts ließ sich gegen die Union tun; gar nichts. Also hieß es nachgeben, demütig nachgeben und sich fügen dem kategorischen Imperativ aus Washington: — Napoleon gab den Auftrag zur Rückkehr der französischen Truppen aus Mexiko. Napoleons mexikanische Politik war gescheitert, Milliarden waren für ein völlig verunglücktes Unternehmen nutzlos hinausgeworfen worden, tausende Menschen hatten zwecklos das Leben eingebüßt, das „Prestige“ des zweiten Empire war unheilbar erschüttert, die Blamage war eine allgemeine. Dazu gleichzeitige schwere Schlappen in der europäischen Politik: — die Sonne des zweiten Kaiserreiches war im Erlöschen.

„Ja — aber laut Vertrag von Miramar hat das mexikanische Kaisertum Anspruch auf militärische Unterstützung Frankreichs noch auf Jahre hinaus“, erklärte entsetzt Maximilian, als er von der Abberufung der französischen Truppen erfuhr. — Und als er endlich nach langem Lug- und Trugspiel Napoleons die ganze Wahrheit durchschaute, da soll er tränenden Blicks gesprochen haben: „Man hat mich schmählich betrogen!“

Da, in diesen bitteren Stunden der Erkenntnis, die, ach zu spät, viel zu spät gekommen, entschloß sich Kaiserin Charlotte zu einer Reise nach Europa. Die Unglückliche wähnte, durch persönliche Intervention bei Napoleon eine Änderung herbeiführen zu können, appellieren zu können bei den zahlreichen von ihm erflossenen Versprechungen an seine — — Ehre! Sie landete (August 1866) in St. Nazaire und begab sich sofort nach St. Cloud. Napoleon war von der Nachricht ihres Kommens begreiflicherweise aufs peinlichste überrascht und wollte unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit eine Zusammenkunft vermeiden. Da hat sich

Charlotte buchstäblich mit Gewalt den Weg in Napoleons Zimmer erzwungen. Und anhub jetzt eine Szene, wie von solcher zermalmenden Wucht sie Napoleon wohl nicht gefürchtet haben mag. . . . „Er vermöge leider für Mexiko nichts mehr zu tun“, — war damals, im Zimmer von St. Cloud, nach der ersten Begrüßung die Äußerung Napoleons an Charlotte. Charlotte brach weinend zusammen, aber Napoleon blieb taub gegen alles Bitten. „Madame, es ist umsonst, nicht einen einzigen Franc und nicht einen einzigen Soldaten mehr für Mexiko — es ist mein letztes Wort.“ „Ihr letztes Wort?“ „Jawohl, mein letztes Wort“, entgegnete Napoleon und erhob sich, einer längeren Diskussion ein rasches Ende zu bereiten. Aber schon drang's an ihn. Mit plötzlich kraftvoller Stimme — zornflammenden Angesichts — rief Charlotte gegen den sich zum Ausgang Wendenden: „Also gelten für Sie nicht Ihre Versprechungen! O, ich tat Unrecht, daß ich Ihnen gegenüber vergaß, daß ich aus dem Hause Orleans stamme, aus demselben Hause, das Sie seinerzeit vor Kerker und Schaffot gerettet hat. Aber gehen Sie nur, gehen Sie, Sie Henker meiner Familie, und Gott verfluche Sie wie den Kain!“ . . . Fiebernd, im Zustande höchster Erregung begab sich hierauf Charlotte nach Rom zum Papste Pius IX., um durch seine Autorität eine Wandlung zum Bessern zu versuchen. Aber was vermochte der greise Pontifex, dessen weltlicher Besitz nur noch ein Rest, und dieser Rest ja von demselben Napoleon Gnaden nur existierend. Er spendete der unglücklichen Frau fromme Trostesworte, mehr vermochte er nicht zu tun. Sie verließ Rom, begab sich, von Stunde zu Stunde seelisch tiefer erschüttert, nach Miramar und wenige Wochen später (Oktober 1866) befiel sie unheilbarer Wahnsinn.

Inzwischen fand drüben in Mexiko die Einschiffung der französischen Truppen statt. Ein Bataillon um das andere segelte ab und im März des Jahres 1867 verließ das letzte französische Schiff Veracruz. Vergebens suchte man Maximilian zu bewegen, gleichfalls heimzukehren. Er tat es nicht, sondern blieb der Mann und kämpfte an der Spitze eines kleinen treuen Häufleins mexikanischer Imperialisten einen letzten, heiligen Kampf. Mochte der Imperator an der Seine Europa zum Gespötte dienen — der Habsburger wußte, daß jetzt für ihn die große Stunde gekommen, vor aller Welt das stolze Bekenntnis abzulegen seines ehrlichen Willens und dieses Bekenntnis zu besiegeln mit seinem Blut.

Und es beginnt somit die letzte Szene der merikanischen Kaisertragödie.

Noch während des Abzuges der Franzosen hatten sich begreiflicherweise in fast allen Orten Mexikos die Juaristen erhoben, und Mexiko war mit einem Schlage wie über Nacht zurückgekehrt zu dem Zustande wie vor der französischen Invasion. Juarez brauchte seine Getreuen nur um sich zu sammeln und zur Einnahme der wenigen imperialistischen Plätze zu schreiten. Die zwei wichtigsten

aus ihnen waren die Hauptstadt Mexiko und die nordwestlich von Mexiko in der Sierra von Queretaro gelegene Stadt gleichen Namens. Dahin begab sich Februar 1867 auf Rat seines Ministerpräsidenten Larez Maximilian, um daselbst seine Truppen besser konzentrieren zu können. Zugleich mit dem Kaiser befanden sich auch seine beiden Generale Mejia und Miramon in Queretaro. Am 6. März bereits begann die Belagerung der Stadt durch die republikanische Armee, die unter Anführung des General Escobedo stand. Die Besatzung hielt sich heldenmütig, aber immer mehr verstärkten die Belagerer ihre Reihe — die Eroberung der Stadt war gegen Mitte Mai nur noch eine Frage von Stunden. Da in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai fiel Queretaro durch Verrat in die Hände Escobedos. Ein Oberst des Kaisers, Lopez, spielte die Verräterrolle. Maximilian war es also nicht vergönnt — wie er hoffte — „durch eine ‚glückliche‘ Kugel“ im Augenblicke eines letzten Sturmes den Tod zu finden; — jetzt die Nutzlosigkeit alles weiteren Widerstandes erkennend, überlieferte er sich und die Seinen in der Frühe des 15. Mai den Juaristen. Am meisten schmerzte ihn im Augenblicke dieser Übergabe die Erkenntnis des Verrates: — Lopez, den er stets mit Wohlwollen überschüttet, hatte sich dazu hergegeben. Aber das Schicksal sollte ihn furchtbar rächen: — Lopez, seiner Tat nie froh geworden, starb später, durch einen wütenden Hund gebissen, in grauser Art an der Wut.

So befand sich also Maximilian in den Händen von Benito Juarez. Und zwar war die Kapitulation eine bedingungslose gewesen. Und in der Tat, wenige Tage schon nach der Übergabe ward das kriegsgerichtliche Verfahren gegen „Maximilian von Habsburg“ und seine beiden Generale Mejia und Miramon eingeleitet — wider Maximilian sich hauptsächlich stützend auf die von ihm verhängte Ächtung der Juaristen. Am 15. Juni, 10 Minuten nach Mitternacht, ward der Spruch gefällt. Er lautete für alle drei Angeklagten auf Tod durch Pulver und Blei.

Als man in Europa von all diesen Vorgängen genaues erfuhr, begann ein fieberhaftes Arbeiten des Telegraphs. Der österreichische Hof und mit ihm sämtliche Höfe Europas bemühten sich für die Rettung des edlen Gefangenen. Die Regierung der Vereinigten Staaten ward angegangen um Intervention — Depesche auf Depesche flog hinüber von Wien — von Berlin — von London — von Madrid — doch alles vergebens. Die Weltgeschichte hatte Maximilian bestimmt für die Unsterblichkeit und der Todespruch ward vollzogen

Ich möchte nicht im Tal verderben,
Den letzten Blick beengt vom Zwang,
Auf einem Berge möcht' ich sterben
Bei goldnem Sonnenuntergang.

So hatte der jugendliche Erzherzog in den Tagen der großen Sehnsucht gesungen. „Auf einem Berge zu sterben“ — den Wunsch hatte Maximilian das Schicksal erfüllt.

Westlich, ein Kilometer außerhalb Queretaros, erhebt sich eine Anhöhe, der Cerro de la Campana. In der herrlichen Tropenmorgenfrühe des 19. Juni — sechs und ein halb Uhr — setzte sich dahin vom düsteren Gefängnis Capuchinas aus der Todeszug in Bewegung. Jeder der drei Verurteilten fuhr in einem Mietwagen. Dreißig Reiter sprengten voran, dann folgten die drei Wagen mit den Verurteilten, hinter diesen das aus 15 Infanteriesoldaten bestehende Exekutionspeloton, endlich als Schluß vier Infanteriebataillone und zwei Schwadronen Kavallerie. Maximilian trug einen schwarzen Salonanzug, ihm zur Seite saß sein Beichtvater Pater Soria und gegenüber sein Kammerdiener Tüdds. Nach den Mitteilungen von Maximilians Leibarzt Dr. Basch war die Rolle zwischen Beichtvater und Beichtkind vertauscht: — Maximilian wenigstens mußte dem bitterlich weinenden Pater Soria wiederholt Mut zusprechen. Hundert Schritte vor der Exekutionsstelle hielten die Wagen. Die wenigen Schritte — stark bergauf — wurden zu Fuß zurückgelegt. Als den Verurteilten beinahe auf der höchsten Höhe des Hügels an einer niedern Ziegelwand die Plätze angewiesen waren, nahmen je vier Soldaten auf fünf Schritte Entfernung Aufstellung vor ihnen und rüsteten die Gewehre. Der Kaiser trat zu jedem der vier für ihn bestimmten Soldaten und gab jedem ein Goldstück mit der Bitte: „Zielt gut — seht, daß ihr ins Herz trifft, aber zielt nicht ins Gesicht.“ Hierauf stellte er sich wieder die kurzen Schritte zurück auf die ihm fürs Sterben angewiesene Stelle und sprach sodann mit fester Stimme die Worte: »Perdono a todos y pido que todos me perdonen y deseo que la sangre mia que se va a derramar sea para el bien de este pais. Viva Mejico, viva la independencia!« — „Ich verzeihe allen und bitte, daß auch mir alle verzeihen, und ich wünsche, daß mein Blut, welches nun vergossen werden soll, zum Wohle dieses Landes beitragen möge. Es lebe Mexiko, es lebe die Unabhängigkeit!“

Inzwischen hatten die Soldaten angelegt und der das Peloton kommandierende Hauptmann erhob den verhängnisvollen Säbel. Er wartete, bis Maximilian zu Ende gesprochen. Sowie dies geschehen, senkte sich auch sofort die im Morgensonnenstrahl hell glitzernde Klinge — — —

Als im Schlosse zu Fotheringay an jenem verhängnisvollen 8. Februar 1587 Maria Stuart ihr Haupt auf den Block gelegt, den Todesstreich zu empfangen, zitterte dem Nachrichter der Arm so, daß der Beilhieb, den er führte, der Unglücklichen bloß eine klaffende Wunde schlug. Erst ein zweiter Streich durchschnitt den Hals völlig und trennte so das Haupt vom Rumpfe. Aber nicht genug damit. Als der Henker den abgeschlagenen Kopf bei den Haaren ergriff und ihn emporhielt, um ihn den Anwesenden zu zeigen, da blieb ihm unvermutet eine — Perücke in den Händen und der zum Teile kahle Kopf fiel polternd zu Boden und kollerte, sich überschlagend, blutströmend die schwarzen Stufen des Schaffots herab — — —

Dieser Todesaugenblicke der unglücklichen Schottenkönigin, der Genossin eines ähnlichen Geschickes, gedenkt man, hört man von den letzten gräßlichen Sekunden Maximilians.

Die Schüsse, welche auf dem Cerro de la Campana gegen die drei Unglücklichen gerichtet waren, hatten für einen Augenblick diese und die Ziegelmauer in Pulverdampf verhüllt. Als nach wenigen Sekunden der Rauch sich verflüchtigt, sah man, daß die Soldaten schlecht gezielt und für Maximilian die Salve nicht todbringend gewesen. Der Unglückliche lag am Boden, blutend, stöhnend, mit den Händen konvulsivisch um sich schlagend. Rasch trat einer der bereitstehenden Reservesoldaten hinzu, hielt den Lauf des Gewehres knapp an die Brust und drückte los. Aber auch dieser Schuß war nicht tödlich. Und um das Gräßliche des Augenblicks zum Schauerlichsten zu erhöhen, fing durch den unmittelbar am Gewande abgegebenen Schuß der Salonrock des Kaisers zu brennen an. Rasch goß Pater Soria das für die Besprengung nach dem Tode bereitgehaltene Weihwasser auf das glimmende Tuch. Jetzt trat ein zweiter Reservesoldat herzu, legte an, drückte los, aber dieser Schuß — versagte. Und noch immer stöhnte der Unglückliche und bewegte krampfhaft Arme und Füße. Jetzt kam ein dritter Reservesoldat, suchte mit der Hand die Stelle des noch immer lebhaft klopfenden Herzens, legte an und erst dieser sechste Schuß bedeutete das Ende.

Es war etliche Minuten vor sieben Uhr, als Maximilian also zu leben aufgehört.

Auf derselben Fregatte „Novara“, die den hoffnungsreichen Erzherzog hinübergeliefert, ward der Leichnam des Kaisers in die trauernde, treue, alte Heimat gebracht.

Als man vor etlichen Jahren die „Novara“ abgetakelt, hat man zum Gedächtnis an diesen Totendienst aus zwei Balken des Schiffes ein Kreuz gezimmert und dieses im Parke von Miramar aufgestellt. Genau an der Stelle des Todes aber, drüben im fernen Queretaro, auf dem Cerro de la Campana, erhebt sich seit einigen Jahren eine schöne Gedächtniskapelle. —

* * *

„Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Österreich, geboren in Schönbrunn am 6. Juli 1832. Im Jahre 1864 zum Kaiser von Mexiko erwählt, endete er am 19. Juni 1867 in grauem und blutigem Tode als ein Held.“

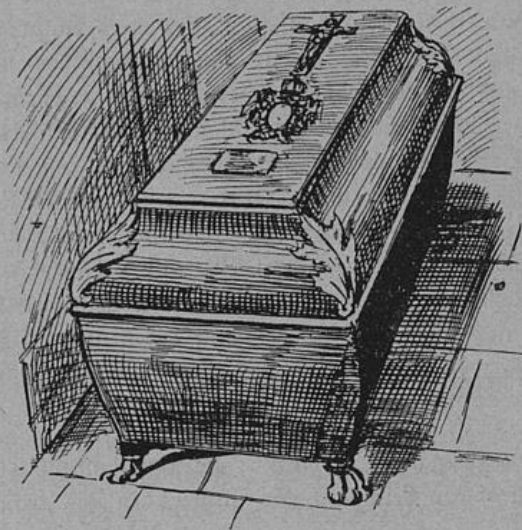
Das ist die Inschrift am Sarkophage Maximilians in der Kapuzinergruft.

Treue Liebe eines schmerzzerzerrenen Mutterherzens hat diese Worte gewünscht und die Geschichte nicht zustimmend zu solcher Wahl.

Verfagt blieb es Maximilian, der mächtige Herrscher eines großen und glücklichen Volkes zu werden; aber das, was ihm das Leben verfagt, das hat ihm der Tod überreichlich gespendet.

Maximilian hat zu sterben verstanden.

Nicht als der Kaiser von Mexiko: — als der Held von Queretaro wird seine Gestalt fortleben, leuchtend und hell im Pantheon der Geschichte.



Sarkophag Maximilians in der Kapuzinergruft.